

Ein  
halbes  
Jahr  
zum  
Glück

ROMAN

JULIE LAWSON  
TIMMER

Mrs. Saint spitzte die Lippen, als wollte sie sagen: »Das werden wir schon noch sehen«, doch dann nahm sie lediglich Frédéric's Glas von der Arbeitsplatte, füllte es erneut und hielt es Jesse entgegen. »Er sollte noch etwas trinken«, erklärte sie und deutete mit dem Kopf auf den Durchgang.

Hätte Markie Jesse das Glas in die Hand gedrückt und ihm die etwas vage Anweisung erteilt, es einem Mann zu bringen, den er kaum kannte, hätte Jesse sie vermutlich bloß so lange ausdruckslos angestarrt, bis sie ihren Fehler erkannt und das Glas wieder auf die Arbeitsplatte gestellt hätte. Oder er hätte den Kopf leicht zur Seite geneigt, als wäre sie verrückt geworden, ihm eine derartige Anweisung zu erteilen. Oder er hätte gekichert und hätte ihren Irrglauben, er würde ihr jemals gehorchen, irgendwie witzig gefunden. Auf keinen Fall hätte er jedoch gelächelt, das Glas genommen, »Kein Problem!« gerufen und sich auf den Weg ins Wohnzimmer gemacht.

Als er fort war, lehnte sich Mrs. Saint in Markie's Richtung und bedeutete ihr, sich nach unten zu beugen, damit sie einander näher waren.

»Jungen tragen bloß so viel Aftershave, wenn sie etwas verbergen wollen«, flüsterte sie. »Während Sie das Mittagessen einkaufen waren, war er draußen hinter dem Haus, und Fraydayrique glaubt, dass er ...« Sie hob zwei ausgestreckte Finger an ihren Mund, als würde sie rauchen.

Markie richtete sich auf, trat einen Schritt zurück und schüttelte den Kopf. »Das kann nicht sein!«

»Ein Hund wird dafür sorgen, dass der Junge nicht in Schwierigkeiten gerät«, erklärte Mrs. Saint. »Die Verantwortung. Und außerdem hätte er dann Gesellschaft, *non*? Er wirkt ein bisschen ... einsam.«

»Er ist nicht in Schwierigkeiten«, erwiderte Markie. »Und er ist auch nicht einsam. Er hatte viele Freunde in unserer alten Nachbarschaft.«

»Aber diese Freunde sind nicht hier, in Ihrer *neuen* Nachbarschaft«, wandte Mrs. Saint ein. Es schien, als wollte sie noch mehr sagen, aber in diesem Moment drang plötzlich ein Geräusch aus dem Wohnzimmer, das klang, als würde jemand etwas über den Holzboden schleifen.

»Attendez!«, rief sie und eilte an Markie vorbei. Sie war kurz davor, durch den Durchgang zu treten, als sie sich noch einmal umdrehte und einen Finger seitlich an ihre Nase legte. »Wir reden später darüber. Über die Schwierigkeiten. Und die Einsamkeit. Und auch über *le chien* – den Hund.«

»Ich glaube nicht, dass es etwas gibt, worüber wir reden ...«, begann Markie, doch Mrs. Saint nickte bloß abwesend, als wäre vor allem wichtig, dass sie selbst mit sich einer Meinung war. Dann stürzte sie ins Wohnzimmer und gab dabei Befehle in zwei Sprachen von sich.

# Vier

Markies neues Wohnzimmer war kaum größer als ihr altes Badezimmer. Natürlich war ihr das bereits bei der Besichtigung eine Woche zuvor klar gewesen, aber damals hatte es ihr noch keinerlei Sorgen bereitet. Schon richtig, es wirkte ein wenig beengt, aber man konnte ein Zimmer nicht richtig einschätzen, solange es leer war. Das redete sie sich zumindest ein. Es würde sicher größer wirken, wenn es erst einmal möbliert war.

Doch mittlerweile standen das storchenbeinige Zweiersofa, der Lehnstuhl und der Beistelltisch ihrer Großmutter an ihrem Platz (die einzigen wertvollen Möbelstücke, die Markie nicht verkauft hatte), und das Zimmer, das bereits bei der Besichtigung klein gewirkt hatte, löste einen klaustrophobischen Anfall bei ihr aus. Plötzlich bekam sie keine Luft mehr, und sie musste sich an der Rückenlehne des Sofas festhalten, während sie versuchte, Luft in ihre Lungen zu befördern und ihre Beine zu zwingen, nicht unter ihr nachzugeben. Mrs. Saint und ihre beiden Helfer eilten mit ausgestreckten Armen auf sie zu, doch Markie winkte ab.

»Alles okay, alles okay«, erklärte sie, auch wenn ihr Keuchen sie verriet. »Es ist bloß ...« Sie schüttelte den Kopf. Wie sollte sie das erklären?

Es war »bloß« so: Selbst die stärkste Überzeugung, es würde ihr als geschiedene Frau besser gehen, hatte sie offenbar nicht gegen den Schock immun gemacht, den sie gerade empfand. Denn vor wenigen Sekunden hatte sie erkannt, dass sie nun – tatsächlich – *geschieden* war. Und obwohl sie den ganzen Tag über immer wieder daran erinnert worden war – von dem Umzugswagen, den Kartons, dem Anblick ihres alten Hauses, der Nachbarschaft und schließlich der gesamten Stadt, die im Rückspiegel immer kleiner wurde –, traf sie der Anblick dieses kümmerlichen Wohnzimmers, das im Vergleich zu dem riesigen hohen Raum in ihrem alten Haus so furchtbar traurig aussah, am härtesten.

»Würden Sie die Möbel gern anders anordnen?«, fragte Mrs. Saint. »Wir dachten, so wäre es am besten, wenn Sie Gäste haben. Denn auf diese Weise sieht man von jedem Platz aus den Kamin.« Sie machte eine ausladende Handbewegung.

Markie betrachtete die Aufstellung und wusste, dass ihre Nachbarin recht hatte. Sie wusste allerdings auch, dass es egal war, ob die Möbel für Besucher ausgerichtet waren – nachdem sie die drei Menschen, die gerade vor ihr standen, hinausbefördert hatte, wären Jesse und Markie die Einzigen, die einen Fuß in diesen Bungalow setzen würden, und zwar solange sie hier wohnten. Es gab allerdings keinen Grund, diesen Gedanken laut auszusprechen, und so lächelte Markie, erklärte ihnen, dass alles perfekt aussah, und durchquerte schließlich mit ausgestreckter Hand das Wohnzimmer, um sich endlich den beiden Männern vorzustellen, die so hart für sie geschuftet hatten.

Frédéric sprach seinen Namen genauso aus wie Mrs. Saint – *Fraydayrique* –, während er Markies Hände in seine nahm und sich tief vor ihr verbeugte. Markie trat vor Frédéric's

Freund, der einen Augenblick lang zögerte, bevor er seine schlaffe Hand in ihre legte.

»Und das ist ...«, begann Mrs. Saint und zog das letzte Wort in die Länge, während sie den Blick starr auf den jungen Mann gerichtet hielt, der schließlich doch verstand, was man von ihm erwartete.

»Oh! Bruce!«, meinte er und drückte kopfschüttelnd sein stoppeliges Kinn an die Brust, als würde er nie verstehen, dass man seinen Namen nennen musste, wenn man jemanden kennenlernte. Seine Wangen waren vor Scham oder vielleicht auch vor Schüchternheit gerötet, und er erschien Markie wie ein übergroßes, unbeholfenes Kind. Genauso fühlte sich Markie immer, wenn sie mit den Freunden ihrer Eltern aus dem Country Club zusammen war. Diese Leute erzählten sich ständig Insiderwitze, die sie nicht verstand. Und sie stellten Anforderungen an das Auftreten eines Menschen, denen sie nicht genügen konnte. Obwohl sie vorhatte, sich mit niemandem näher anzufreunden, verspürte sie sofort eine Verbindung zu Bruce, und sie tätschelte seinen Arm, lächelte warmherzig und meinte: »Es ist sehr nett, Sie kennenzulernen, Bruce.«

Danach wandte sie sich auch Frédéric zu und meinte: »Ich danken Ihnen beiden so sehr für Ihre Hilfe! Unser Umzugsteam hat im letzten Moment abgesagt. Ohne Sie hätten wir es nie geschafft, den Wagen rechtzeitig zu entladen und zu retournieren.«

»Non, non«, erwiderte Frédéric und wischte ihre Dankbarkeit beiseite. »Es war uns eine Freu-dee. Wir waren mehr als glücklich.«

Markie warf einen Blick auf seine elegante Kleidung und fragte sich, wie glücklich er tatsächlich war, dass er seine ursprünglichen Pläne verworfen hatte, um für eine Frau zu schuften, die er noch nie gesehen hatte. Bruce, dessen Jeans und T-Shirt abgewetzt wirkten und schlecht saßen, war vermutlich nicht zu der Veranstaltung eingeladen, die die älteren beiden besuchen wollten.

»Dann sind Sie also ebenfalls Franzose«, meinte sie an Frédéric gewandt.

»Frankokanadier«, korrigierte Bruce Markie, und Mrs. Saint streckte die Hand aus und tätschelte anerkennend seinen Arm. Er strahlte.

»Ja, das bin ich«, antwortete Frédéric auf ihre Frage. »Aber das kommerzielle Amerika hat im Laufe der Jahre beinahe meinen ganzen Akzent verschlungen. Angeline blieb ein solches Schicksal erspart.«

Er sah Mrs. Saint mit so offensichtlicher Bewunderung an, dass Markie beinahe ein erfreutes »Ah!« von sich gegeben hätte. *Wie wundervoll, dass diese Frau nach ihrem verstorbenen Edouard eine neue Liebe erleben darf*, dachte sie. Doch Mrs. Saint runzelte bloß die Stirn und sah aus dem Fenster, und Frédéric's Lächeln verblasste. Er blickte zu Boden.

»Bruce würde gerne wissen, was Sie mit den Fern-säh-hörn vorhaben«, erklärte Mrs. Saint.

Bruce deutete auf die beiden Fernsehgeräte, die an der unsichtbaren Schwelle zwischen dem winzigen Wohnzimmer und dem kaum nennenswerten Essbereich standen. »Wir wussten nicht, welches Gerät wohin gehört, nachdem eines ... Sie wissen schon ... größer ist.«

»Oh.« Markie winkte ab. »Bitte, lassen Sie den Rest einfach stehen. Sie haben bereits mehr als genug getan. Jesse und ich übernehmen ab jetzt.« Sie deutete in Richtung

Durchgang und auf die seitliche Eingangstür dahinter. »Sie haben doch sicher alle noch etwas zu erledigen. Wir können jetzt wirklich alleine ...«

»Aber Fraydayrique hat seinen Hammer mitgebracht!«, rief Mrs. Saint. »Und die Nägel für die Bilder.« Sie deutete auf einen Werkzeugkoffer, der Markie noch gar nicht aufgefallen war und der auf einem der zahlreichen großen Kartons in der Ecke stand, die mit BILDER beschriftet waren. »Außerdem ist noch die ganze Küche einzuräumen!«

Markie warf einen Blick auf die Kartons und winkte ab. »Die sind im Moment nicht so wichtig. Jesse wird sie nachher in den Keller bringen, und er wird sich auch um die Sachen kümmern, die in die Küche gehören. Ich danke Ihnen trotzdem sehr. Sie haben mehr getan, als man von Nachbarn jemals erwarten könnte.« Sie machte erneut eine ausladende Handbewegung in Richtung Tür und widerstand dem Drang, wiederholt mit dem Finger darauf zu deuten, damit die drei den Wink endlich verstanden.

»Ich sollte zumindest noch die Fernsehgeräte in die richtigen Zimmer bringen«, erklärte Bruce. »Sie sind ziemlich schwer.«

Mit anderen Worten: Er hatte Jesses streichholzdünne Arme und auch die etwas außer Form geratene Mutter mittleren Alters gesehen, und er wusste, dass die beiden die Fernseher unmöglich irgendwohin schleppen konnten. Nervös trat er von einem Bein auf das andere, während er auf eine Antwort wartete. Sein Gesicht wirkte so ernst und hoffnungsvoll, dass eine Zurückweisung ihn womöglich am Boden zerstört hätte.

»Klar«, erwiderte Markie und ließ ergeben die Hand sinken. »Das ist sehr nett von Ihnen. Der große Fernseher und die dazugehörige Kommode kommen in Jesses Zimmer, der kleinere in meines.«

Mrs. Saint gab ein seltsames Geräusch von sich, während Bruce zur Decke hoch deutete. »Das große Zimmer für Sie und das kleine für ihn? So haben wir die Betten aufgestellt.«

Markie wollte gerade antworten, doch dann war sie einen Moment von Mrs. Saints Reaktion zum Thema »Fernseher im Schlaf- bzw. Kinderzimmer« abgelenkt. Sie hätte ihr am liebsten gesagt, dass sie sich durchaus bewusst war, dass so etwas ein elterliches No-Go war. Sie wusste, dass Jesse zu lange wach bleiben und fernsehen würde. Sie wusste, dass zwei Fernseher sie der Möglichkeit beraubten, Fernsehzeit als »Familienzeit« zu deklarieren. Aber sie wusste auch, wie ihr Sohn tickte, und sie wusste, was er brauchte – und das war keine zusätzliche Mutter-Sohn-Zeit und schon gar keine Regel bezüglich seines Fernsehkonsums.

Markie hatte bereits versucht, ihre Eltern von ihrer Einstellung gegenüber dem Fernsehen und den Videospiele zu überzeugen, und war gescheitert. Deshalb wollte sie sich auf keinen Fall vor einem weiteren Tribunal verantworten, und ganz sicher nicht vor einer Frau, die sie erst einen halben Tag lang kannte. Also meinte sie zu Bruce: »Eigentlich bekommt Jesse das Zimmer im Keller«, und bevor Mrs. Saint ein weiteres seltsames Geräusch ausstoßen konnte, fügte Markie rasch hinzu: »Er hat es sich selbst ausgesucht. Er hatte ein ziemlich schweres Jahr, also habe ich zugestimmt.«

Bruce' Finger deutete nicht mehr zur Zimmerdecke hoch, sondern auf den Fußboden hinunter. »Soll ich auch noch das Bett hinunterbringen, bevor ich gehe?«, fragte er. »Und ich kann auch das Fernseekabel vom Wohnzimmer nach unten ziehen.«

»Die Sache mit dem Bett wäre wunderbar«, erwiderte Markie. »Aber das Verlegen des Kabels ist nicht notwendig. Wir haben im Moment kein Budget für Kabelfernsehen.« Sie zuckte mit den Schultern, als würde diese Tatsache keine riesige Enttäuschung für ihren Sohn bedeuten – so riesig, dass sie es immer noch nicht geschafft hatte, ihm davon zu erzählen –, und winkte ab. Nein, es war keine große Sache.

»Er hat so eine Spielekonsole, die er anschließen kann.« Sie deutete in Richtung Diele. »Ich glaube, ich habe sie irgendwo neben der seitlichen Eingangstür gesehen.«

»*Le pauvre*«, rief Mrs. Saint. »Ein schweres Jahr – in diesem Alter! Scheidung, *non?*«

Markie hatte keine Ahnung, ob die alte Frau berechtigterweise wissen wollte, ob sie geschieden oder verwitwet war, oder ob sie bloß eine Bestätigung für das suchte, was sie bereits wusste. Es schien durchaus plausibel, dass sie Jesse diese Information entlockt hatte, während Markie einkaufen gewesen war. Dieser Gedanke machte Markie wütend, und auch wenn es kindisch war, ignorierte sie die Frage einfach und tat, als würde sie Mrs. Saints durchdringenden Blick nicht spüren.

Bruce räusperte sich, und Markie war sicher, dass er ihr gleich erklären würde, dass niemand Mrs. Saint eine Antwort schuldig blieb. Wäre es nicht ein so stressiger Tag gewesen und hätte sie nicht gerade erst sieben Tage damit verbracht, sich von ihren Eltern herumkommandieren zu lassen, dann hätte Markie vermutlich einfach bestätigt, dass sie geschieden war. Stattdessen presste sie die Lippen zusammen. Das hier war ihr Haus – und sie entschied, wem sie antwortete. Sie spürte, wie sich das misstrauische Kleinkind in ihr erhob, wütend die Arme verschränkte und mit den Füßen aufstampfte. Und sie senkte den Kopf, damit die anderen nicht sahen, wie ihre Wangen vor Scham über ihr eigenes Verhalten glühten.

»Ich sehe gleich mal nach der Spielekonsole«, flüsterte sie und eilte schnell an den dreien vorbei und durch den Durchgang.

Irgendwann gingen sie tatsächlich. Markie dankte ihnen erneut und bekam dafür eine angedeutete Verbeugung und ein in die Länge gezogenes »*Madame*« von Frédéric, sowie ein leises »Okay, tschüs« von Bruce, zu dem ihn Mrs. Saint erst auffordern musste.

Mrs. Saint selbst hatte mehr zu sagen: »Sind Sie sicher, was die Bilder betrifft? Ich habe eine Haushälterin. Sie heißt Patty und hat ein Gespür für Kunst. Sie könnte Ihnen helfen, den richtigen Platz für jedes Bild zu finden. Es würde so viel hübscher aussehen als die leeren Wände. Und was ist mit der Küche? Chessie meinte, Sie würden immer bloß Tiefkühlkost essen. Pizza und so weiter. Aus der Mikrowelle, nicht einmal aus einem richtigen Backofen! Meine Ronda – sie kocht für uns – könnte für Sie mitkochen. Aufläufe und so weiter. Außerdem haben wir Geese-mü-see im Garten. Sie könnte Ihnen etwas vorbeibringen. Und auch gleich die Küche einräumen. Ah, und was ist mit den Möbeln für die Terrasse? Ich habe im Wagen nichts dergleichen gesehen. Ich habe *quelques* extra. Die lasse ich später von Frédéric und Bruce vorbeibringen. Und was ist mit *le pauvre* Chessie? Er sollte zumindest Kabelfernsehen haben, *non?* Ich glaube, es ist sogar in der Miete enthalten. Ich werde mir mal Ihren Vertrag ansehen. Falls es nicht im Vertrag stehen sollte,